



## ZUM GELEIT

Liebe  
Freunde !

Sie erhalten die erste Ausgabe einer neuen Zeitschrift, die unser Haus Königstein herausgibt. Wie bereits vielfach bekannt ist, mußte unser Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien e. V. seine Räume in der Bischof-Kaller-Straße in Königstein räumen, weil das Gebäude an die Stadt Königstein verkauft wurde. Mit Beschluss der Mitgliederversammlung des Vereins vom 1. August 2006 wurde das Institut nach Nidda verlegt. In zeitlichem Zusammenhang mit dem Umzug von Königstein nach Nidda musste sich leider der wissenschaftliche Leiter des Institutes, Professor Dr. Rudolf Grulich, nach einem Herzinfarkt einer Herz-Operation unterziehen, die zunächst erfolgreich verlief. In der anschließenden Reha-Maßnahme erlitt er

kurze Zeit später einen Schlaganfall mit Lähmung und Sprachverlust, was natürlich zu höchster Sorge Anlass gab.

Mit tatkräftigem Einsatz von Mitarbeitern von Professor Grulich von der Universität Gießen konnten aber die umfangreichen Bestände des Institutes in Nidda fachgerecht eingeordnet werden. Das Institut verfügt derzeit neben Nachlässen verstorbener Priester und Bischöfe und wertvollen Archivalien über mehr als 12 000 Bücher.

Das Institut selbst befindet sich in einem zweistöckigen Haus im Stadtteil Geiß-Nidda und will trotz des Endes der Königsteiner Anstalten die Tradition und das Erbe von Bischof Kindermann wissenschaftlich weiter führen. Deshalb wurde im Andenken an den weltbekannten

Namen Königstein das Gebäude in Nidda „Haus Königstein“ genannt. Die einzelnen Räume erhielten besondere für Königstein und unsere Kirchengeschichte bedeutungsvolle Namen. So gibt es ein Bischof Kindermann-Zimmer und einen Pater-Werenfried-Hof. Andere Zimmer tragen die Namen wie Bischof Neumann und Klemens Maria Hofbauer. Wir haben mit Agnes von Prag und der hoffentlich selig gesprochenen Klara Fietz auch die Frauen unserer Heimat nicht vergessen.

Was die ersten Besucher aus Königstein freute, ist der am Haus angebrachte „Königsteiner Engel“. Jahrzehnte lang gab es diesen Engel, der deutschlandweit bekannt war, an der Fassade des Hauses der Begegnung. In Königstein ist nicht nur die Erinnerung an ihn verschwunden, sondern sein Bild fast zerstört. Als vor über 50 Jahren 1954 der Grundstein zum Haus der Begegnung gelegt wurde und dieses einst „schönste Tagungshaus Hessens“ bereits 1955 eingeweiht werden konnte, schmückte „der siebte Engel mit der Posaune“ (Off 11, 15 – 19) das neue Gebäude als ein Bote der Hoffnung. Er war das Logo des Hauses der Begegnung und des Albertus-Magnus-Kollebs, das ihn als Briefkopfverwandte und als Marken- und Gütezeichen auf seinen vielen Publikationen. Bald darauf wurde in diesem Haus der Begegnung, das als Tagungshaus einst internatio-

nal geschätzt war, der Königsteiner Offizierskreis (KOK) gegründet. Er wählte den Königsteiner Engel zu seinem Traditionszeichen. Er ist es noch heute für die Gemeinschaft katholischer Soldaten (GKS) und begleitet die katholische Laienarbeit in der Militärseelsorge auch im Jahre 2007. Die Zeitschrift der GKS, die bereits im 47. Jahrgang erscheint, weist noch heute im Impressum auf den Königsteiner Engel hin. Er zierte auch 40 mal die Umschlagseite der Berichtbände der Internationalen Kongresse Kirche in Not, die von 1952 bis 1995 in Königstein stattfanden und 1955 zum ersten Mal im neuen Haus der Begegnung im Angesicht dieses Engels tagten.

### **Unsere neue Adresse ist:**

Institut für Kirchengeschichte von  
Böhmen-Mähren-Schlesien e. V.  
Haus Königstein, Am Sportfeld 14  
63667 Geiß-Nidda

### **Religiöse Zeugnisse der Vergangenheit erhalten.**

Neben der Bibliothek wollen wir auch weiterhin das religiöse Volkstum sammeln und dokumentieren. Deshalb bitte ich alle Landsleute aus dem Sudetenland mitzuhelfen beim Erhalten religiöser und kultureller Zeugnisse unserer Vergangenheit. Für den Aufbau unserer Sammlung, aus der eine ständige Ausstellung entstehen soll, suchen

wir religiöse Bücher aus der alten Heimat, vor allem Gebetbücher, Bibeln und Katechismen, Andachtsbildchen, Bilder von Kirchen und Wallfahrtsorten, aber auch andere Unterlagen. Zeugnisse religiösen Ausdrucks wie Rosenkränze, Medaillen, Heiligenfiguren, Erinnerungen an Flucht, Vertreibung oder Umsiedlung. Sollten Sie uns solche Dokumente und Zeugnisse überlassen, so können Sie überzeugt sein, dass sie einen gesicherten Platz haben und der Allgemeinheit Zeugnis geben über unsere Heimat.

Durch unsere neuen „Mitteilungen des Hauses Königstein“ wollen wir mit Ihnen im Kontakt bleiben. Wir werden nicht nur über unsere Arbeit berichten, sondern so, wie es Professor Grulich seit Jahrzehnten in zahlreichen Zeitungen und Heimatblättern tat, auch Jubiläen und Gedenktage der böhmischen Länder vorstellen. Wenn es seine Gesundheit wieder erlaubt, wird Dr. Grulich auch wieder Pilgerfahrten und Studienreisen in die östlichen Länder anbieten.

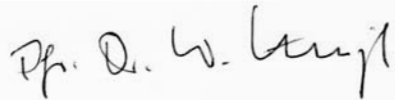
Noch mehr als bisher ist unser Institut auf finanzielle Unterstützung der Landsleute und Freunde angewiesen. Trotz vieler ehrenamtlicher Tätigkeit brauchen wir Spenden, um die ich Sie herzlich bitte.

Auch lege ich Ihnen unsere Bücher ans Herz, mit denen Sie Freunden und Bekannten nicht nur eine Weihnachtsfreude machen, sondern

auch das Wissen um die alte Heimat verbreiten können.

**I**hnen allen sage ich jetzt schon ein herzliches „Vergelt's Gott!“ Ich wünsche Ihnen eine gesegnete Adventszeit und eine gnadenreiche Weihnachtszeit.

Ihr



Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl

Vorsitzender des Institutes und Diözesanvertriebenenseelsorger des Bistums Mainz



*Das Grab des „Speckpaters“ Werenfried van Straaten auf dem Königsteiner Friedhof. In Nidda erinnert der Werenfried-Platz an ihn.*

# Königsteiner Gedenktage

## Einer der Gründer des Albertus-Magnus-Kollegs: 40. Todestag von Prälat Albert Büttner

Zwei Straßen und ein Platz erinnern in Königstein an Männer, die das Albertus-Magnus-Kolleg aufbauten und es als Herzstück der Königsteiner Anstalten als „Vaterhaus der Vertriebenen“ mit Hochschule, Priesterseminar, Gymnasium, Haus der Begegnung und verschiedenen Instituten bekanntmachten: Bischof Maximilian Kaller, Bischof Adolf Kindermann und Pater Werenfried van Straaten. Dagegen ist ein Kirchenmann heute vergessen, der 1945/46 den eigentlichen Anstoß in Königstein gab und die Einrichtung des Albertus-Magnus-Kollegs in den ehemaligen Kasernen ermöglichte: Albert Büttner. Er starb vor 40 Jahren am 8. Mai 1967. Seine Mitarbeiterin Maria Labonté hat in ihrem Buch „Albert Büttner. Ein Leben für Glaube und Kirche in der Fremde“ sein Leben beschrieben und gewürdigt. Es enthält interessante Details über „Die Anfänge der Königsteiner Anstalten“ und in den Daten seines Lebens und Wirkens für das Jahr 1946 die klare Aussage „Errichtung von Königstein“.

Albert Büttner wurde am 3. September 1900 in Frankfurt-Oberrad geboren. Er besuchte die Deutschherrenmittelschule und das Kaiser-Wilhelm-Gymnasium in Frankfurt, wo er am 17. Juni 1918 das Abitur machte. Schon vier Tage später wurde er zum Militärdienst eingezogen, den er bis kurz nach Kriegsende im November 1918 ableistete. Nach dem Studium der Philosophie und Theologie in Würzburg, Fulda und Limburg wurde er 1923 zum Priester geweiht, leistete Kaplansjahre in Höhr-Grenzhausen und Lorch und war dann bis 1935 Pfarrvikar in Frankfurt-Hausen und als Jugendpfarrer für Groß-Frankfurt tätig. Nach zwei Jahren als Generalsekretär des Kolpingwerkes in Berlin wurde er von Bischof Wilhelm Berning an den „Reichsverband für das Katholische Deutschtum im Ausland“ nach Berlin gerufen, dessen Leitung er seit 1938 übernahm. Damit hatte er die weltweite Aufgabe, die Seelsorge der Deutschen im Ausland zu koordinieren und zu fördern.

Die Aufgabe wurde durch den Krieg seit 1939 immer schwerer, da die Nationalsozialisten seine Arbeit behinderten. 1938 und 1939 konnte er noch Studienfahrten für volksdeutsche Theologen abhalten und in Prag Prälat Dr. Adolf Kindermann bei der Schaffung eines deutschen Theologenkonviktes helfen. Dort sollten auch Priesteramtskandidaten aus Litauen und aus der Ukraine

studieren. Büttner bemühte sich um die Zivilinternierten und die Kriegsgefangenen und errichtete für ihre Betreuung die „Kirchliche Hilfsstelle für seelsorgliche Sonderaufgaben“. Als sein Büro in Berlin durch Bomben zerstört wurde, führte er seine Arbeit in einem Kinderheim der Dominikaner weiter, bis die Front immer näher an Berlin kam und Büttner deshalb nach Karlstadt ging und nach Kriegsende im August 1945 an die neue „Kirchliche Hilfsstelle“ nach Frankfurt. Ihre Aufgabe war nun die Betreuung der Flüchtlinge und Vertriebenen, die Seelsorge für deutsche verschleppte Zivilarbeiter im Ausland, sowie die Betreuung kriegsgefangener Theologiestudenten und Priester.

Da die deutschen Priesterseminare in Prag, Breslau, Braunsberg, Leitmeritz und Weidenau verloren waren, verlagerte Büttner seine Prager Seminar-Pläne in das zerstörte Restdeutschland. Er dachte zunächst an das Kloster Eberbach, doch Ende 1945 machte ihn Bürgermeister Hubert Faßbinder auf die Kasernen in Königstein aufmerksam. Inzwischen hatte Papst Pius XII. den deutsch-amerikanischen Bischof Alois Muench als Apostolischen Visitator nach Deutschland geschickt, der seinen Sitz in Kronberg nahm. Muench hatte als Mitarbeiter den Jesuiten Pater Ivo Zeiger, der Rektor der Germanicum und Professor an der päpstlichen Universität Gregoriana

in Rom war. Mit ihm besprach Büttner das Projekt Königstein. In seinen Memoiren „Für die Menschen bestellt“ schreibt der Kölner Kardinal Josef Frings über diese Zeit:

„Der eigentliche geistige Urheber dieses großen Werkes ist Albert Büttner gewesen, der Direktor der deutschen Auslandsseelsorge. Ich erinnere mich, wie er zu mir kam und den Plan entwickelte, die Kasernen, die in Königstein leer standen und ehemals nach dem Ersten Weltkrieg für französische Besatzungstruppen errichtet worden waren, käuflich zu erwerben. Mir schien der Plan zunächst kaum ausführbar. Aber ich darf wohl sagen, daß ich die Entwicklung dieses Werkes mit großem Interesse weiterverfolgt habe und jahrelang Mitglied des Kuratoriums für dieses Haus gewesen bin.“

Pater Zeiger riet Büttner zu einem Brief direkt an den Papst und schon am 6. Mai 1946 erteilte das Staatssekretariat des Vatikans seine Zustimmung. Es heißt darin: „...in die verehrten Hände seiner Heiligkeit ist Ihr Brief vom 1. April d. J. gelangt, in dem Ew. Hochwürden ehrerbietig den Segen unseres gemeinsamen Vaters erflehen über die geplante Eröffnung eines Priesterseminars und eines Konviktes, wo deutsche Flüchtlinge aus dem Osten und Südosten, nämlich die zahlreichen Theologiestudenten und jene Mitschüler, die begründete Anzeichen für einen späteren Priesterberuf geben,

in einer, ihren Sonderbedürfnissen entsprechenden Umwelt gesammelt werden können, um nach den erduldeten Leiden sich zu erholen, ihre durch Kriegsereignisse unterbrochene Ausbildung wieder aufzunehmen und so in Studium und Gebet sich vorzubereiten auf das schwere Apostolat, das ihrer wartet.

Der Heilige Vater hat mit tiefem Schmerz den Bericht gelesen, den Ew. Hochwürden über die leidvolle Lage geben, in die so viele junge Hoffnungen der Kirche geraten ist. Mit lebendiger Genugtuung hat Er die Nachricht von der erwähnten Gründung aufgenommen und gibt sich dem Wunsch hin, daß ihr vorsorgliches Beginnen unter großer Beihilfe guter Menschen möglichst bald glücklicher Wirklichkeit wird. In diesem Sinne gewährt Er sehr gerne Ihnen hochw. H. Prälat, und allen jenen, die in herzlicher Sorge um das kommende Schicksal ihres Landes zur Sicherung des Erfolges irgendwie beitragen von Herzen den erbetenen Apostolischen Segen. Damit jedoch Sein Wunsch und Segen auch von einem greifbaren Beweis begleitet sei, welche hohe Bedeutung Er einem Werk von solcher religiösen und sozialen Tragweite beimisst, hat der Hl. Vater sich in Seiner Güte gewürdigt, eine hochherzige Spende dafür bereitzustellen, die Ew. Hochwürden so bald als möglich ausgehändigt wird.“ Das Schreiben trägt die Unterschrift von

Giovanni Battista Montini, dem späteren Papst Paul VI. So stehen zwei Päpste am Beginn der Königsteiner Anstalten!

Als Büttner das Schreiben aus Rom in offizieller Übersetzung über die Vatikanische Niederlassung in Kronberg im Juni entgegennehmen konnte, erteilte am 2. Juli die Hessische Regierung „die Besitzanweisung zur Errichtung eines Priesterseminars mit Konvikt für Theologiestudenten und eines Konviktes für Gymnasiasten aus den Ostgebieten, vorbehaltlich der Zustimmung der Militärregierung.“ Sie galt zunächst nur für das Oberhaus, Kasernenblock I, denn die anderen Gebäude waren noch mit Verwundeten belegt.

Als sich im August 1946 in Eichstätt erstmals vertriebene Priester versammelten, dankten sie der Fuldaer Bischofskonferenz für das Projekt Königstein, wohin dann im Laufe des Jahres die ersten Theologen kamen, darunter viele entlassene Kriegsgefangene. Am Allerheiligensfest wurde die erste Kapelle eingeweiht, für die Limburg einen Altar der Lorcher Kolpingssöhne spendete. Am 7. November traf sich zum ersten Male der vorhergesehene Lehrkörper und am Fest des heiligen Albertus Magnus erfolgte die Eröffnung.

In der Zwischenzeit war auch Bischof Maximilian Kaller vom Papst zum Flüchtlingsbischof ernannt wor-

den, wobei Büttner große Verdienste hatte, da er sich mit maßgebenden Stellen in Verbindung setzte. Ende Oktober 1946 war es Büttner durch Bischof Muench ermöglicht worden nach Rom zu fahren, wo er dem Papst persönlich Bericht erstattete.

Träger der Einrichtung in Königstein war zunächst die Kirchliche Hilfsstelle in Frankfurt unter der Leitung Büttners. Als aber am 4. Dezember 1947 in Köln im Beisein von Kardinal Josef Frings, Bischof Ferdinand Dirichs und mehrere Prälaten, darunter Büttner und Professor Adolf Kindermann, der Verein Albertus-Magnus-Kolleg gegründet wurde, übergang man Büttner und ernannte Kindermann zum Leiter.

„Ich gestehe, daß der Beschluss, mich aus der Leitung des Institutes in diesem Augenblick zu entfernen, das schmerzlichste und schwerwiegendste Ereignis meiner fast 25-jährigen priesterlichen Tätigkeit war“, schrieb er am 26. Januar 1948 an Kardinal Frings. Schon am 8. Dezember 1947 hatte er an seinen Freund Bischof Dirichs nach Limburg geschrieben. Büttner wollte damals auch die Leitung der Kirchlichen Hilfsstelle niederlegen und in die Seelsorge einer Pfarrei gehen, aber das lehnte der Bischof ab. So baute er die Hilfsstelle in Frankfurt weiter aus. Auch nur eine Aufzählung seiner weiteren Arbeit würde den Rahmen dieser Ausführungen sprengen, doch es sei die Gründung

der Flüchtlingssiedlung St. Stephan in Darmstadt genannt, das Nachrichtenblatt „Der deutsche Katholik im Ausland“ und seine Rundfunkansprachen.

1951 übertrug ihm die Bischofskonferenz die Leitung des neuen Katholischen Auslandssekretariates in Bonn. Er erhielt hohe staatliche und kirchliche Auszeichnungen, wurde Prälat und Apostolischer Protonotar und starb vor 40 Jahren am 8. Mai 1967 in Bonn. Beerdigt wurde er in Lorch.

*Rudolf Grulich*

## Ein Heiligengrab in Königstein?

**Vor 60 Jahren starb der erste Vertriebenenbischof Maximilian Kaller.**

**I**n Münster wurde 2003 der Seligsprechungsprozess für Bischof Maximilian Kaller eröffnet, den ersten Vertriebenenbischof nach dem Kriege, der vor 60 Jahren am 7. Juli 1947 starb und in Königstein begraben ist. Der Seligsprechungsprozess wurde in Münster eröffnet, weil dort im Ermlandhaus der Visitator für die Katholiken der Diözese Ermland seinen Sitz hat, dessen letzter deutscher Bischof Kaller war. Unterstützt wird der Prozess auch von der heute polnischen Diözese Allenstein,

wo Kaller in hohem Ansehen steht und wo das Bistum gute Kontakte zu den Ermländern unterhält. So ist der Visitator für die Ermländer in Deutschland auch Domherr in Alenstein. In Königstein ist nach dem Verstorbenen eine Straße benannt. Hinter der Pfarrkirche befindet sich sein Grab.

Wer kennt aber noch das Leben dieses Mannes, dessen Grab als letzter Ruheort eines Seligen und Heiligen vielleicht bald eine Pilgerstätte sein wird?

Kaller stammt aus dem oberschlesischen Beuthen. Als Apostolischer Administrator der Apostolischen Administratur Tütz, die später ihren Sitz nach Schneidemühl verlegte, dann als Oberhirte dieser seit 1929 Freien Prälatur Schneidemühl und als Bischof von Ermland, als Verwalter der Freien Prälatur Memel und nach der Vertreibung als päpstlichen Sonderbeauftragter der heimatvertriebenen Deutschen war Maximilian Kaller immer das Vorbild eines Apostels und Guten Hirten. Er sprach gut Polnisch und bemühte sich stets um den gerechten Ausgleich von deutschen und polnischen Katholiken.

Maximilian Josef Johannes Kaller wurde am 10. Oktober 1880 geboren und war das zweite von acht Kindern. Sein Vater Josef war Fabrikant und stammte wie seine Ehefrau Berta Salzburg aus einer oberschlesischen Handwerkerfamilien. Der

junge Kaller besuchte die Schule seiner Vaterstadt, maturierte 1899 und studierte dann in Breslau Theologie.

Schon als 23-jähriger erhielt er 1903 die Priesterweihe und war zunächst Kaplan in Groß-Strehlitz, dann seit 1905 Administrator der Missionsstation Bergen auf der Insel Rügen. Damals war Breslau noch eines der größten Bistümer der Welt, das von Rügen über Berlin und Brandenburg bis in die Beskiden und an die damalige ungarische Grenze reichte. Die 400 Katholiken, die zu Bergen gehörten, wohnten in über 300 Dörfern, so dass die Seelsorgesituation sehr schwer war. In 12 Jahren unermüdlicher Arbeit festigte Kaller die katholische Kirche auf Rügen und in Pommern.

Im Jahre 1917 wurde er als Pfarrer in die Hauptstadt Berlin versetzt und übernahm dort die Pfarrei St. Michael. In der Notzeit des Ersten Weltkrieges entwickelte Kaller zahlreiche soziale Aktivitäten und machte den Katholizismus in Berlin präsent. Seine Ernennung zum Fürstbischöflichen Delegaten des Delegaturbezirks Berlin scheiterte 1920 am Einspruch des älteren Klerus, doch wurde Pfarrer Kaller 1926 zum Apostolischen Administrator in Tütz ernannt.

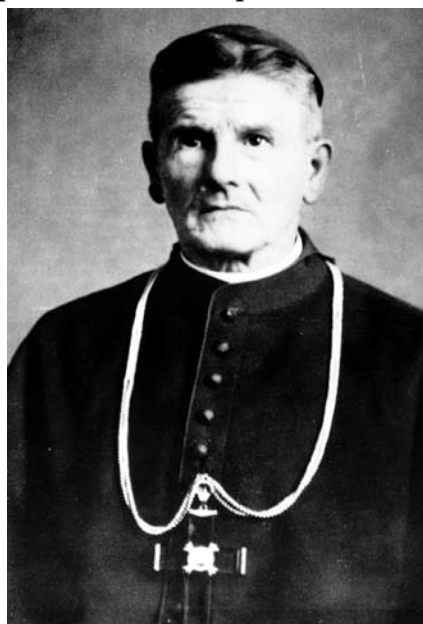
Diese Apostolische Administratur umfasste seit 1920 die beim Deutschen Reich verbliebenen Teile der Bistümer Posen und Kulm mit rund



135 000 Katholiken und etwa rund 100 Priestern. 1928 verlegte Kaller den Sitz der Administratur in das zentraler gelegene Schneidemühl, wo er die dortige Pfarrei selbst übernahm. Mit dem Preußischen Konkordat von 1929 wurde die Apostolische Administratur in eine Freie Prälatur Schneidemühl umgewandelt. In der Fuldaer Bischofskonferenz wurde Kaller zum Referenten für Siedlungsfragen gewählt, da er auch Mitbegründer des Berliner „Verbandes für Siedlungs- und Wohnungsbau“ war. In diesen Jahren entstanden Publikationen, die Kallers Namen als Seelsorger bekannt machten. 1923 erschien die Schrift: „Aus einer Großstadtpfarrei. Erkenntnisse und Folgerungen aus einer Pfarrkartei“. 1926 veröffentlichte er „Unser Laienapostolat in St. Michael, Berlin“. In den Dreißiger Jahren schrieb er unter anderem „Kreuzbund und Katholische Aktion“, „Siedlung und Katholizismus“ sowie „Singen und Seelsorge“.

Damals war er bereits Bischof von Ermland, zu dem ihn 1930 auf Vorschlag Roms das Domkapitel in Frauenburg gewählt hatte. Nuntius Cesare Orsenigo, der Nachfolger von Eugenio Parcelli in Berlin, weihte ihn am 28. Oktober 1930 zum Bischof. In zwei Jahren besuchte der neue Bischof alle 175 Pfarreien seines Bistums, das außer dem katholischen Ermland die ganze Diaspora Ostpreußens umfasste. Er hielt re-

gelmäßige Priesterkonferenzen, verstärkte die Caritasarbeit und baute Kirchen und Kapellen in den Diaspora-Gebieten Ostpreußens.



1932 konnte er das neue Priesterseminar in Braunsberg für Ermland, Danzig und Schneidemühl einweihen und das „Ermländische Kirchenblatt“ ins Leben rufen. Bald wurde er zum Feind des NS-Regimes, das 1937 nach dem geheimen Druck der Enzyklika „Mit brennender Sorge“ die bistumseigene Druckerei beschlagnahmte und alle katholischen Vereine und Organisationen im Bistum verbot. Als Bischof Kaller 1938 in Rom zum Ad-Limina-Besuch weilte, lobte ihn Papst Pius XI. ausdrücklich wegen seiner klaren Haltung gegenüber den Nationalsozialisten.

Nach der Rückgabe des Memelgebietes am 1. März 1939 durch Litauen an Deutschland verwaltete Kaller auch die Freie Prälatur Memel. Der Zweite Weltkrieg traf seine Diözese hart, denn das NS-Regime hob alle Klöster auf und zog viele Priester zum Wehrdienst ein, andere wurden behindert, manche kamen auch ins KZ. 1942 bot sich Bischof Kaller an, freiwillig die Seelsorge im Konzentrationslager Theresienstadt zu übernehmen, doch ging Nuntius Orsenigo auf dieses Angebot nicht ein. Im Februar 1945 wurde der Bischof wegen der nahenden Front gegen seinen Willen von der SS nach Danzig gebracht, von dort weiter nach Halle, wo er im Krankenhaus der Grauen Schwestern von der heilige Elisabeth das Kriegsende erlebte. Unter Lebensgefahr kehrte dann Kaller nach dem Krieg in seine von den Russen besetzte Diözese zurück, um zu erleben, dass ihn der polnische Kardinal Augustyn Hlond zum Rücktritt zwang.

Kaller ließ sich als Vertriebener in Frankfurt nieder und wurde am 26. September 1946 von Papst Pius XII. zum päpstlichen Sonderbeauftragten für die heimatvertriebenen Deutschen ernannt. Er versuchte von Anfang an eine religiöse Bewältigung des Vertriebenenschicksals im Geiste der Versöhnung mit den östlichen Nachbarn. Dies tat er bei Wallfahrten und Predigten bis zu seinem Tod.

Am 7. Juli 1947 starb Kaller nach der Rückkehr von einer Vertriebenenwallfahrt in Frankfurt und wurde in Königstein begraben.

*Rudolf Grulich*

## Forscher, Gelehrter, Heimatpriester

### Zum 40. Todestag von Professor Erhard Lang

Eine Geschichte der Hochschule in Königstein ist noch nicht geschrieben, obwohl sie in der dreißig Jahren ihres Wirkens bedeutende Professoren hatte. Unter den Gelehrten haben sich manche auch mit fremden Sprachen befasst. Einer, der dies tat, um das Wort Gottes in seiner orientalischen Umwelt besser zu verstehen, war Professor Erhard Lang, der vor 40 Jahren am 13. August 1907 im Krankenhaus in Hofheim starb. Professor Lang wurde am 9. Januar 1909 in St. Georgenthal geboren, im so genannten „böhmischen Niederland“, einem fruchtbaren Gebiet für den Priesternachwuchs. Nach Studien in Mariaschein, in St. Georgenthal und Leitmeritz wurde er 1933 zum Priester geweiht. In den Jahren der Seelsorge in Auscha, Liebeschitz und Komotau konnte Erhard Lang seine Theologiestudien vertiefen und promovierte 1936 in Prag zum

Doktor der Theologie. Sein Lieblingsfach war die Bibelwissenschaft.

1938 ging Lang nach Rom an das Päpstliche Bibelinstitut. So konnte er im Jahre 1944 gut vorbereitet und ausgerüstet die Professur für Altes Testament und orientalische Sprachen in Leitmeritz übernehmen. Die Ernennung blieb freilich ohne wesentlichen Einsatz, da die Kriegsereignisse, der Zusammenbruch und die Vertreibung alle Pläne vorderhand zunichte machten. Als Vertriebener kam Professor Lang in die Diözese Eichstätt, zunächst als Kaplan in Roth, dann als Stadtprediger in Wemding, Pfarrprovisor in Buchdorf, endlich 1953 als Spiritual und Studienrat nach Ingolstadt (Gnadenal). Vor fünfzig Jahren erfolgte 1957 die Ernennung zum Professor für Neutestamentliche Exegese und biblische Sprachen an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Königstein. Gleichzeitig übernahm er die Seelsorgestelle im nahen Eppenhain.

Die nächsten zehn Jahre waren für Professor Lang die Krönung seiner priesterlichen Tätigkeit, es war ein fruchtbares, gesegnetes Wirken vor, während und nach dem Zweiten Vatikanum. Jeder weiß, vor welch schwierigen Aufgaben damals die Bibelwissenschaft gestellt war. Lang war nicht nur Lehrer im engen Sinne, sondern wirklich Professor, der mit seinem Leben, seiner ganzen Haltung das unterstrich

und bezeugte, was er seinen Hörern vortrug. Durch zwei Jahre hat er als Rektor die Philosophisch-Theologische Hochschule geleitet, die unter allen theologischen Hochschulen in Deutschland eine Sonderstellung einnahm und deshalb viel Einfühlung und Geschick in der Leitung verlangte.

1964 musste sich Lang einer ersten Operation unterziehen, die glücklich verlief, jedoch dem Eingeweihten bereits alarmierende Zeichen gab. Am Ende des Wintersemesters 1966/67 wurden die Beschwerden wieder so groß, dass er ins Krankenhaus kam, das er lebend nicht mehr verlassen sollte.

Lang war nicht nur sprachbegabt, sondern für die orientalischen Sprachen ein Sprachgenie. Er beherrschte nicht nur Griechisch, Hebräisch und Aramäisch, sondern auch Syrisch, Koptisch, Arabisch, Armenisch und Georgisch, welche Sprachen er sich in Rom angeeignet hatte. Da damals während seiner Königsteiner Professorenzeit auch Inder aus Kerala an der Philosophisch-Theologischen Hochschule studierten, die als Kirchensprache in der malankarischen Liturgie das Syrische benutzen, bot Professor Lang auch Einführungs- und Lektürekurse in dieser Sprache an. Der Autor dieser Zeilen denkt gerne an die Stunden im Syrisch-Seminar, wenn Professor Lang mit uns wenigen Studenten die Syrische Liturgie oder Texte wie die Legen-

den von König Abgar von Edessa las. Noch im Krankenhaus lachte und scherzte er beim Besuch mit syrischen Wortspielen. Er wird unvergessen bleiben.

*Rudolf Grulich*

## **Königstein ist noch ein Begriff**

### **50. Annabergwallfahrt 2007**

**T**rotz des Ausverkaufs und Abwicklung dessen, was einmal Königstein als „Vaterhaus der Vertriebenen“ war, lebt bei den Gläubigen die Idee Königstein weiter. Das zeigte sich deutlich am Sonntag, den 26. August, als in der Kollegskirche in Königstein die 50. Annabergwallfahrt der Schlesier statt fand. Wie in den Vorjahren war die Kirche schon lange vor dem Gottesdienst überfüllt und es kamen Schlesier, aber auch andere Vertriebene von weit her, um diese Tradition der Wallfahrten nach Königstein aufrecht zu erhalten.

Nicht zuletzt bewiesen auch die langen Schlangen vor den Ständen mit oberschlesischen Wurstspezialitäten und eine „Schlesische Landbäckerei“ das Interesse an der schlesischen Wallfahrt, die nun ein halbes Jahrhundert besteht. Nachdem 1952 in der Kollegskirche die Statue der Mutter der Vertriebenen des schlesischen Bildhauers Erich

Jäckel aufgestellt worden war, die als Königsteiner Madonna bekannt wurde, waren zunächst meist Sudetendeutsche als Wallfahrer nach Königstein gekommen. Dann hatten auch die Schlesier 1957 einen ebenfalls von Erich Jäckel geschnitzten Anna-Altar gestiftet, der das Bild der „Anna Selbdritt“ vom oberschlesischen Annaberg zeigt. Neben dem Altar erinnert eine Urne mit Erde von Annaberg an diesen bedeutenden Pilgerort.

Während die übrigen Wallfahrten, die von Seiten anderer katholischer Gruppen wie der Sudetendeutschen oder der Ungarndeutschen regelmäßig nach Königstein stattfanden, schon vor dem Ende der Königsteiner Anstalten eingestellt wurden, blieb nur noch am Todestag von Bischof Maximilian Kaller Anfang Juli das Treffen der Ermländer in Königstein übrig und am letzten Sonntag im August die Wallfahrt der Schlesier. „Die diesjährige Wallfahrt war wieder ein eindrucksvolles Bekenntnis der ostdeutschen Laien zu Königstein, das einmal unter Weihbischof Kindermann das Vaterhaus der Vertriebenen war“, stellte Professor Rudolf Grulich fest, der wegen seiner Erkrankung zwar den Vortrag in der Heimatstunde hatte absagen müssen, aber als Teilnehmer der Wallfahrt anwesend war.

Um zehn Uhr zelebrierte der Weihbischof von Mainz, Dr. Werner Guballa mit schlesischen Priestern



*Der St. Anna Altar mit der Nachbildung des Gnadenbildes von St. Annaberg/OS in Königstein*

das Pontifikalamt. Für die Heimatsunde hatte Pfarrer Wolfgang Blau den Vorsitzenden des Bundes der Vertriebenen und Landesobmann der Sudetendeutschen in Hessen, Alfred Herold, gewinnen können.

Herold würdigte wie der Bischof die Bedeutung Schlesiens und besonders Oberschlesiens, in dem der Annaberg liegt, für die Geistesgeschichte Deutschlands und die enge Verbindung seiner Bewohner mit Kirche und Volkstum. Die alte Losung des Annabergs war: Einheit von Glaube und Heimat. Weihbischof Guballa hob die Zukunftswilligkeit der Vertriebenen hervor, die trotz ihres harten Schicksals ein frü-

hes Bekenntnis zur Gestaltung eines politisch geeinten Europa ablegten.

Herold betonte, dass das Vertriebenenschicksal jahrzehntelang hinter die Mauer des Schweigens gestellt war und mit dem Stacheldraht der Ignoranz umgeben wurde. Es sei Aufgabe, das Schicksal und die Geschichte der deutschen Heimatvertriebenen wieder in das kollektive Bewusstsein unseres Volkes zu tragen und Schlesien in der Rolle einer großen geistigen Landschaft Deutschland bewusst zu machen.

Michael Riedel erinnerte daran, dass der Danziger Bischof Splett den Königsteiner Anna-Altar geweiht hatte, jener Glaubenszeuge, der von

den Polen Jahre lang durch Gefängnisse geschleift worden war. Riedel zitierte auch seinen Vater Clemens Riedel, den Ehrenpräsidenten des Heimatwerks Schlesischer Katholiken, der 1997 bei der 40. Wallfahrt gesprochen hatte.

Die nachmittägliche Marienandacht hielten die Heimatpriester, wobei der Diözesanvertriebenenseelsorger der Diözese Mainz, Dr. Wolfgang Stingl in anschaulicher Weise über die Pflichten des Christen auch zu seinem Volkstum predigte.

*Dr. Christoph Loch*

## **Aus der Geschichte Königsteins**

### **Der „Ruf von Königstein“: Als Königstein noch Meilen- steine setzte**

**U**nter den Leistungen Königstein ist neben dem Priesterseminar für die deutschen vertriebenen Theologen aus dem Osten Versöhnungsarbeit zwischen den vertriebenen Deutschen und ihren Nachbarvölkern mit an erster Stelle zu nennen. Viele Deutsche kennen die Charta der Vertriebenen vom 5. August 1950. Weniger bekannt aber ist, dass einen Tag vor der Verabschiedung der Charta der Vertriebenen in Cannstatt in Wiesbaden

tschechische und sudetendeutsche Politiker das Wiesbadener Abkommen unterzeichneten. Es wollte einen hoffnungsvollen Ansatz für eine echte, tiefgehende Aussöhnung von Deutschen und Tschechen bieten. Aus London war damals General Lev Prchala gekommen, um mit Vertretern der Sudetendeutschen dieses Abkommen zu schließen und dabei auch Kontakte in Königstein zu vertiefen.

Ein Jahr später, am 29. Juli 1951, hielt General Lev Prchala in Königstein einen grundlegenden Vortrag, der als ein Meilenstein der deutsch-tschechischen Aussöhnung angesehen werden muss. „Was sich vom 25. bis 29. Juli dieses Jahres in Königstein im Taunus ereignete, war die geistig gewaltigste Kundgebung der Vertriebenen und wohl die imposanteste Manifestation dieses Jahres in Westdeutschland, ja in Europa überhaupt“, schrieb die Wochenzeitung „Volksbote“ in München als das damals führende Organ der Vertriebenen über die Europatagung, zu der sich 800 Dauerteilnehmer und 5000 Zuhörer zur Schlusskundgebung versammelt hatten, „in Königstein, wo Professor Dr. Kindermann das größte und am weitesten in die Zukunft schauende Werk geschaffen hat, das in Deutschland seit 1945 entstanden ist, und wo Werenfried van Straaten den Antrieb zu seiner in Europa einmaligen Tat gefunden hat.“ Da-

mals kamen auch Vertreter westeuropäischer Nationen und außer dem tschechischen General Prchala auch der ehemalige slowakische Minister Professor Dr. M. Cernak, um über eine neue Ordnung in einem neuen Europa zu beraten.

Das Werk Kindermanns, „das größte und am weitesten in die Zukunft schauende Werk“ ist leider zerfallen. Nur eine Straße erinnert in ihrem Namen noch an ihn und sein Grab hinter der Kirche St. Marien. Pater Werenfrieds Gründung der Ostpriesterhilfe aber lebt als Internationales Werk „Kirche in Not“ weiter und leistet Hilfe in aller Welt. Werenfried van Straaten, der holländische Prämonstratenser, der von seinem belgischen Kloster Tongerlo aus den besiegten ehemaligen Feinden so hochherzig geholfen hatte und unermesslich viel zur Versöhnung in Mittel- und Westeuropa nach dem Krieg beitrug, nahm an jener Veranstaltung 1951 in Königstein teil und hielt einen Vortrag.

Die Bedeutung dieser Tagung in Königstein sollte nicht vergessen werden. Bis heute heißt es bekanntlich, Präsident Vaclav Havel sei der erste führende Tscheche gewesen, der sich Anfang des Jahres 1990 bei den Sudetendeutschen entschuldigt habe. Tatsächlich hatte er damals erklärt, er habe „wie viele seiner Freunde die Vertreibung der Sudetendeutschen stets als zutiefst unmoralische Tat betrachtet“.

Mit dem Wiesbadener Abkommen und der Rede Prchals 1951 in Königstein können wir aber auf Aussagen von Tschechen zurückgreifen, die vier Jahrzehnte älter sind und viel weitergehen als das Bedauern Havels. Als General Lev Prchala dieses „Wiesbadener Abkommen“ unterzeichnete, war dies „ein unerhörter, Aufsehen erregender Vorgang bei Gut- wie bei Bösgesinnten, dass hier Vertreter zweier miteinander verfeindeter Völker aus demokratischer Weltanschauung heraus einander die Hand reichten unter Ablehnung einer Kollektivschuld und des aus ihr fließenden Rachedenkens und mit Blick auf ein einheitliches Europa“, stellt dazu Rudolf Ohlbaum fest.

Prchala war 1892 in Schlesisch-Ostrau als Sohn eines Bergmannes geboren und hatte das Gymnasium in Friedeck besucht. Im Ersten Weltkrieg kämpfte er als Kommandant einer Maschinengewehrabteilung an der russischen Front, geriet 1916 in Gefangenschaft und schloss sich in Rußland den Tschechischen Legionären an, wo er bei Kriegsende eine Division kommandierte. Nach seiner Rückkehr in die nun unabhängig gewordene Heimat studierte er an der französischen Militärakademie in St. Cyr und diente bis zum Ende der Ersten Tschechoslowakischen Republik in Hohen Posten der Armee. 1939 verließ er dann seine inzwischen von Hitler besetzte Heimat und kämpfte bei Ausbruch

des Zweiten Weltkrieges im September 1939 mit einer Tschechischen Legion in der Polnischen Armee aktiv gegen die Deutsche Wehrmacht. Nach der Niederlage Polens emigrierte er über Frankreich nach England. Hier widersetzte er sich den schon damals erarbeiteten Vertreibungsplänen des Exil-Ministerpräsidenten Benesch und gründete 1940 den Tschechischen Nationalausschuss in London. 1945 kehrte er nicht mehr in die Tschechoslowakei zurück, da er die katastrophalen Folgen der Benesch-Politik und die kommunistische Machtergreifung voraussah

Im Vorfeld seiner Königsteiner Rede von 1951 ist bedeutsam, dass schon 1950 die Frage der Versöhnung von Deutschen und Tschechen auf dem Programm der Weltkonferenz für moralische Aufrüstung im Schweizer Caux stand, die „1600 Teilnehmer aus 21 Nationen auf traditionellem neutralem Schweizer Boden zusammengeführt“ hatte. Für die Tschechen war General Prchala nach Caux gekommen, der das Abkommen erläuterte und erklärte:

„Ich fühle mich verpflichtet, die Sünden, die mein Volk gegenüber dem Nachbarvolk begangen hat, nicht nur zu bekennen, ich möchte mich bei meinen sudetendeutschen Freunden dafür entschuldigen, besonders für das Unrecht, das wir Tschechen ihnen angetan haben. Ich verspreche, alles zu tun, um den

Schaden, den wir ihnen zugefügt haben, wieder gut zu machen und mit ihnen eine bessere und glücklicherer Zukunft im Geiste von Caux aufzubauen.“

In Caux hatten bereits Ende August 1949 zwei mit Königstein eng verbundene Sudetendeutsche, der Augustiner Pater Paulus Sladek und der christdemokratische Politiker Hans Schütz, die Gelegenheit gehabt, über die Tragödie der Vertreibung zu sprechen. Aus den dort gemachten Erfahrungen war dann auch die Eichstätter Erklärung vom 27. November 1949 entstanden, die Bundeskanzler Adenauer am 14. Dezember des gleichen Jahres „richtig und sehr gut“ nannte.

Gegen das Wiesbadener Abkommen gab es damals von tschechischer Seite wüste Hetze. Aber es schrieb auch ein tschechischer Exilpolitiker von einem „verheißungsvollen Anfang“ und erklärte: „Es wird an uns Tschechen liegen, den nächsten Schritt in dieser Richtung zu tun.“

Lev Prchala, den die Prager Presse als faschistischen Emigrantengeneral bezeichnete, tat selbst diesen Schritt ein Jahr später in Königstein. Am 29. Juli 1951 sprach er hier und erklärte Inhalt und Sinn des Wiesbadener Abkommens. Alle vorher geäußerten Befürchtungen der hessischen Behörden, es könne zu Unmutsbekundungen von Vertriebenen gegen einen so hochkarätigen tschechischen Redner



kommen, waren unbegründet, denn Prchala sprach als ein Europäer der ersten Stunde. Er lehnte ein Europa des Hasses ab und rief nach einem neuen freien und gerechten Europa. Wörtlich sagte er in seiner mehrfach von Applaus unterbrochenen Rede: „Allen Schwierigkeiten zum Trotz ist es unsere heilige Pflicht, auch weiterhin für die Freiheit der Menschen, für das Recht der Völker auf ihr Selbstbestimmungsrecht, für eine freiwillige Föderation der Völker Europas und damit für eine freie und glückliche Heimat zu kämpfen. Unseren Kampf führen wir im Geiste tausendjähriger christlicher Tradition und Verpflichtung nicht nur unseres Volkes, sondern des gesamten Abendlandes. In Europa haben wir Platz genug, wenn wir nur als Europäer denken und wenn wir wie zivilisierte Menschen handeln. Jedem das Recht auf seine Heimat anzuerkennen, ist eine der ersten Vorbedingungen eines solchen Denkens und Handelns. Denn das ist Recht und das ist Moral. Und wo Moral und Recht herrschen, dort wird auch Frieden sein. Frieden unter den Menschen, Frieden unter den Völkern.“

An die Tagung hatten Papst Pius XII., Bundeskanzler Adenauer und Kardinal Frings Telegramme gesandt. Unter den Teilnehmern waren auch die Bundesminister Lukaschek und Seeböhm. Presseberichte sprachen vom „Ruf von Königstein“.

Der Ruf wurde aufgenommen, denn auch die vertriebenen Karpatendeutschen aus der Slowakei und slowakische Vertreter des Exils wie der in Königstein anwesende Minister Cernak vereinbarten in einer ähnlichen Erklärung die Zusammenarbeit beider Völker.

Der „Ruf von Königstein“ ist Geschichte. Das Werk Pater Werenfried aber lebt und wirkt weltweit, weil der Gründer von „Kirche in Not/Ostpriesterhilfe“ seinen Zielen treu war, die Zeichen der Zeit erkannte und die Nöte in Kirche sah.

*Rudolf Grulich*

## **Das Hilfswerk Kirche in Not und das Vertriebenenschicksal**

### **Pater Josef Barton und die Ostpriesterhilfe**

**D**as Jahr 2007 war für das weltweite Werk Kirche in Not Anlass, sich auf vielerlei Weise zu erinnern, wie sich sein Gründer Pater Werenfried vor 60 Jahren dem Nachkriegsverbrechen der organisierten Vertreibung stellte und dies als christliche Herausforderung annahm. Dabei wird auch seiner vielen Freunde und Helfer gedacht, die er damals und später für seine Aufgabe und das Werk der Hilfe und der Ver-

söhnung gewann. Als eine deutsche Publizistin im August 2002 in einer großen deutschen Tageszeitung darauf hinwies, dass nach Jahrzehnten den deutschen Heimatvertriebenen ähnliche psychologische Folgen zuerkannt werden müssten wie den Überlebenden des Holocaust, den Vietnam-Veteranen oder den Flüchtlingen aus dem ehemaligen Jugoslawien, da war das auch eine späte Bestätigung der Jahrzehnte langen Arbeit des Aufbaus und der echten Versöhnung mit den Völkern des Ostens, die schon nach Kriegsende begann und mit dem Namen des Speckpaters untrennbar verbunden ist.

Ein Priester, der fast von Anfang an mit dem Werk Pater Werenfrieds verbunden war, ist der Schönstattpriester Pater Josef Barton, der aus der Erzdiözese Olmütz stammte und der seit 1947 versuchte, die katholischen Heimatvertriebenen auch in Schönstatt in der von Pater Josef Kentenich ins Leben gerufenen Schönstattbewegung zu versammeln. Er betreute später in Königstein nicht nur die Kapellenwagenmission, sondern sorgte Jahr für Jahr für eine pastoraltheologische Vorbereitung und Nachbereitung dieser wichtigen Missionen in der Diaspora und für die Ausbildung der Kapellenwagenmissionare und ihrer Helfer. Außerdem hielt er bis zu seinem Tode 1982 Exerziten für Wohltäter der Werkes Kirche in Not.

Schon 1947 wurde von ihm die erste Exerzitenwoche für Heimatvertriebene in Schönstatt bei Vallendar abgehalten, bei der man den meisten Teilnehmern noch die Last und das Leid der Vertreibung ansah. Intensiv wurde versucht, die Vertreibung nicht nur vom Menschen, sondern von Gott her zu sehen.

„Wenn etwas zeigt, wes Geistes Kind die Humanität unseres Jahrhunderts ist, dann die Verträge, durch die man Millionen Menschen total enteignete und in die Fremde jagte, von allen anderen Verbrechen, die damit zusammenhängen, ganz zu schweigen. Eine Menschheit, die Gott ausgebürgert hat, wird Menschenrechte immer umbiegen, wie es ihr gerade passt“, so schrieb damals Pater Josef Barton.

Er war am 17. September 1912 in Wagstadt in Mähren geboren. 1937 wurde er in Olmütz zum Priester geweiht. Er war später auch Spiritual am Priesterseminar in Königstein, wo er als Dozent für Aszese und Mystik der Königsteiner Philosophisch-Theologischen Hochschule den Studenten die Spiritualität des Werkes von Pater Werenfried nahe brachte, was er auch in vielen Exerziten und Einkehrtagen für Wohltäter tat.

Um das Erlebnis der ersten Exerzitenwoche von 1947 nicht untergehen zu lassen, gründete er eine Gebets- und Opfergemeinschaft der Heimatvertriebenen in Schönstatt. Sie wurde für Tausende ein fester

Halt in der Haltlosigkeit jener Zeit. In Rundbriefen hielt Pater Barton Kontakt zu den Mitgliedern und Freunden, die er auch in Kursen und Einkehrtagen sammelte. Er wollte mit der Gemeinschaft das Kreuz der Vertreibung deuten und fruchtbar machen. Barton betonte immer wieder, dass der Mensch in Gefahr sei, das Kreuz zu entwerten. Nur im Glauben ist der Mensch fähig, es als wertvoll und gnadenreich zu erleben.

So erschien das Gebetbüchlein „Ausgegossen wie Wasser – Lasset uns werden eine heilige Flut“. Es wollte ein „Lese- und Gebetbüchlein“ sein, das helfen sollte, dem auferlegten Kreuz gerecht zu werden. Vieles hat uns darin auch heute noch etwas zu sagen, vor allem die Gedanken über die Heimatlosigkeit und das Kreuz.

„Ausgegossen wie Wasser“- dieses Psalmwort übertrug Barton auf die Vertriebenen. Aber er rief sie auch auf, eine heilige Flut zu werden. Symbol dafür war ein Weihwasserbecken, das die Vertriebenen 1950 als Weihegabe in der Gnadenkapelle in Schönstatt aufstellten.

Das Gebetbüchlein erlebte eine zweite Auflage, in der Barton die Gedanken des Psalmtitels noch vertieft. Er schreibt, „dass wir alles daran setzen sollen, um unsere Vertreibung zu einem Segen werden zu lassen. Wir mögen nun festhalten, dass die Heimatlosigkeit um so ver-

heerender wirken muss. Je mehr sie äußerlich verdeckt bleibt. Wunden, die äußerlich heilen, ohne dass der Fäulnisherd beseitigt wird, werden lebensgefährlich. Äußere Bereinigung der Heimatlosigkeit ohne innere Beheimatung müsste ähnliche Folgen zeitigen. Deswegen unser Bestreben, die Beheimatung der Seelen zu fördern, so gut wir können.“

*Rudolf Grulich*

## **Der letzte sudetendeutsche Diözesanbischof Vor 60 Jahren musste Bischof Weber zurücktreten**

**V**or 60 Jahren trat auf massiven tschechischen Druck hin der damalige letzte deutsche Bischof von Leitmeritz, Dr. Anton Weber, am 28. Januar von seinem Amt zurück. Ein Jahr später starb er in Leitmeritz und wurde auf dem Friedhof der Bischofsstadt begraben. Sein Herz liegt wie das anderer Leitmeritzer Bischöfe in der Kathedrale, wo eine Inschrift besagt: Möge er nun den Frieden genießen, den er im Leben nicht hatte.

Als sein Vorgänger Bischof Josef Groß am 20. Januar 1931 in Leitmeritz starb, waren viele Sudetendeutsche besorgt, ob die Prager Regierung überhaupt noch einen

deutschen Nachfolger auf dem Leitmeritzer Bischofsstuhl erlauben würde. Als dann die Ernennung von Bischof Dr. Anton Weber bekannt wurde, fand sie überall in der großen Diözese freudige Aufnahme. Sein späterer Sekretär, Dr. Josef Rabas, schreibt dazu in seiner Biographie des Bischofs:

„Die deutschen Katholiken hatten vom Heiligen Stuhl die Ernennung eines Deutschen zum Bischof erwartet, wiewohl auch tschechische Kandidaten öfters als einmal genannt worden waren. Recht und Billigkeit erheischten in Leitmeritz einen deutschen Diözesanbischof, stellten doch die Deutschen mehr als 75 Prozent aller Katholiken im Bistum. Aber auch die tschechischen Katholiken waren mit dieser Ernennung zufrieden, da es nicht unbekannt geblieben war, dass Msgr. Weber nicht nur die tschechische Sprache ausgezeichnet beherrschte, sondern auch stets für die berechtigten seelsorglichen Interessen der tschechischen Katholiken in Aussig, die meistens als Staatsbeamte und Angestellte aus dem Inneren des Landes dorthin versetzt worden waren, eingetreten war.“

Bischof Anton Alois Weber wurde am 24. Oktober 1877 in einer Weberfamilie bei Rumburg geboren. Er besuchte das Knabenseminar in Mariaschein und das Gymnasium in Leitmeritz. Nach seinen theologischen Studien in Rom wurde er in

der ewigen Stadt 1901 zum Priester geweiht. Nach seiner Kaplanszeit in Teplitz-Schönau unterrichtete er von 1907 an der Aussiger Realschule (in Tschechisch), bis er 1931 von Rom als Nachfolger von Bischof Groß zum Bischof von Leitmeritz ernannt wurde. In seine Amtszeit fällt die kirchliche Errichtung der Schwestern von der Heiligsten Eucharistie 1937. Diese Kongregation ist die jüngste Schwesterngemeinschaft, die nach der Aussiedlung heute in Salzburg ansässig ist.

Bischof Weber wurde nach 1938 von den Nationalsozialisten schwer drangsaliiert, die sogar das Bischofsgebäude beschlagnahmten, so dass er ins Dominikanerkloster umziehen musste. Als bei Kriegsende die Sowjets Leitmeritz besetzten, war Weber gerade im Protektoratsanteil der Diözese bei Jungbunzlau und kehrte sofort nach Leitmeritz zurück.

Professor Rabas schreibt über diese Zeit: „Bischof Weber kam wohl in seine Residenzstadt zurück, doch die Welt war eine andere geworden. Nur langsam drangen die Nachrichten aus der ausgedehnten Diözese bis zum Bischof vor. Sie brachten Bangen und Entsetzen. Alarmrufe von überall häuften sich und wussten von Raub und Gewalt, Entehrung und Schändung zu berichten. Auch die Bischofsstadt selbst blieb nicht verschont. Manche Keller der Domhäuser und St. Adalbert, eine kleine Kirche der Bischofsstadt, bo-

ten geängstigten Frauen und Mädchen für Nächte einen gesicherten Zufluchtsort. Dann kamen die ersten Meldungen von gewaltsamen Aussiedlungen. Auch Geistliche wurden aus Pfarrhaus und Kirche, Gemeinde und Land vertrieben und wie eine gehetzte Meute über die Grenze gejagt, auch sie oft beraubt, misshandelt und entehrt. So kam es, dass in einem großen Dekanat ein einziger Priester verblieb. In der Domkirche zu Leitmeritz selbst, wie auch in vielen anderen Gemeinden, wurden deutsche Predigten, Gesänge und Gebete in deutscher Sprache verboten. Der Bischof war machtlos.“

Bald erfuhr er auch Unbill und Schikanen vonseiten der neuen Regierung in Prag, in der schon in London in der Exilregierung zwei Priester saßen. Der Postminister Hala, ein Geistlicher aus Mähren teilte dem Bischof mit, dass jeder Briefwechsel mit dem Heiligen Stuhl nur über das tschechoslowakische Postministerium erlaubt sei.

„Am 16. Juni stand der Bischof, angekleidet mit den liturgischen Gewändern, in seiner Hauskapelle, um die Feier des hl. Messopfers zu beginnen, als ein Polizeibeamter mit einem Angehörigen des tschechoslowakischen Militärs erschien und den Bischof kurz aufforderte, binnen zwei Stunden mit dem nötigsten persönlichen Gepäck und Mundvorrat für zwei Tage, jedoch ohne Schmuck

und Wertgegenstände, in einem aufgelassenen Konzentrationslager sich zum Abtransport einzufinden.“

In Begleitung seines Sekretärs Josef Rabas machte er sich auf den Weg. Lassen wir den späteren Prälaten Rabas berichten: „Der Bischof sprach nicht viel und grüßte freundlich wie immer. Doch die ihm begegneten, wussten bereits vom Schicksal des Bischofs oder waren sofort im Bilde, als sie ihn still und ernst dahinschreiten sahen; es hatte sich schnell herumgesprochen, dass auch der Bischof mit einem großen Teil seines Domkapitels den Weg in die Fremde zu gehen habe. Doch bemühte sich noch ein tschechischer Geistliche beim Kommandeur der neuen Sicherheitspolizei, den Ausweisungsbefehl gegen den Bischof rückgängig zu machen, was ihm auch gelang. Mit dieser Nachricht konnte der Bischof kurz vor jenem berüchtigten Lager zurückgerufen werden, und auch die Herren des Domkapitels wurden vorläufig zurückgestellt. Als Domdechant Dr. Wagner bereits wieder auf dem Heimweg war, begegnete er dem Stadtdechanten, der ebenfalls auf dem Marsch ins Lager war. Auf die Mitteilung, dass alle Geistlichen vom Abtransport zurückgestellt wurden, erwiderte Dechant Steiner: ‚Soll ich meine Leute allein ins Elend gehen lassen?‘ Er blieb freiwillig bei seinen Gläubigen, erlitt persönlich Unbill und Miss-handlung, ging den jammervollen

Weg mit seiner Gemeinde in ein noch schwereres Exil: einer der vielen sudetendeutschen Priester, die sich alle gerade in der schwersten Zeit ihres Volkes als treue und opferbereite Hirten erwiesen und so manches harte Wort Lüge straft.

In den Vormittagsstunden erschienen dann bei Bischof Weber zwei Angehörige des tschechoslowakischen Militärs und entschuldigten sich wegen der erfolgten Ausweisung. Es konnte nicht festgestellt werden, ob es sich bei diesen wirklich um zwei Offiziere gehandelt hat, wie der Bischof meinte, und ob sie in höherem Auftrag gekommen seien!“

So blieb Bischof Weber in Leitmeritz, obwohl ihm die Bischöfe in Freiburg und Eichstätt Aufnahme anboten. Ein demütiger Gang nach Prag, um durch persönliche Vorgesprache bei Regierungsstellen eine Erleichterung für seine Gläubigen zu erreichen, war erfolglos. Bald begann eine nationalistische Hetze gegen ihn. In seiner Biographie des Bischofs schreibt Josef Rabas, man könne nicht aufzeigen, wie es zur erzwungenen Abdankung kam. Leider hängt sie auch mit der Haltung des am 8. Dezember 1946 inthronisierten neuen Erzbischofs von Prag, Josef Beran zusammen. Er war Anfang Januar 1947 in Rom und man konnte bald erfahren, dass er die nach einem „freiwilligen“ Rücktritt vakante Diözese als Apostolischer Administrator übernehmen werde.

Dies war der Fall, bis am 27. September 1947 mit Stefan Trochta ein tschechischer Bischof für Leitmeritz ernannt wurde.

Der erzwungene Rücktritt traf Bischof Weber tief, auch manche Maßnahme Berans. Dieser löste als Administrator das Priesterseminar in Leitmeritz auf. Der bisherige von Weber eingesetzte tschechische Generalvikar Msgr. Kuska „verzichtete“ auf sein Amt. Bei einem Krankenbesuch brach Bischof Weber auf der Straße zusammen, erholte sich aber wieder. Am 24. Oktober feierte er noch seinen 70. Geburtstag, am dritten Adventssonntag küsste er seinem Nachfolger den bischöflichen Ring. Als stiller Dulder starb er am 12. September 1948. Erzbischof Beran feierte das Requiem.

*Rudolf Grulich*

## **Angelus Silesius**

### **Vor 350 Jahren erschien der Cherubinische Wandersmann**

1999 wurde seines 375. Geburtstages gedacht, im Jahre 2002 seines 325. Todestages. 2003 jährte sich zum 350. Mal der Tag seines Übertrittes zur katholischen Kirche, der damals im Jahre 1653 großes Aufsehen erregte, und über deren Grund er auch in einer Schrift mit dem Titel „Gründliche Ursachen

und Motiven“ Zeugnis ablegte. In diesem Jahr sind es 350 Jahre her, dass das Werk erschien, das ihn bis heute unsterblich machte. Die Rede ist von Angelus Silesius, der mit bürgerlichem Namen Johann Scheffler hieß.

Der 1624 in Breslau geborene hatte die Schule seiner Heimatstadt besucht und dann seit 1643 in Straßburg, Leiden und Padua Medizin studiert. In Padua wurde er auch zum Dr. med. et phil. promoviert. Der junge Mediziner war seit 1649 Leibarzt des Herzogs Silvius Nimrod von Oels und stand in dieser Zeit in regem Gedankenaustausch mit Abraham von Frankenberg, einem Freund Jakob Böhmes. Scheffler beschäftigte sich damals mit den Kirchenvätern und mystischen Theologen und fand dadurch den Weg zur katholischen Kirche. Nach drei jähriger Tätigkeit als Arzt in Oels ging er 1652 nach Breslau, wo er 1653 katholisch wurde. Bei der Firmung nahm er den Namen Angelus an. Im Mai 1661 empfing er in Neisse die Priesterweihe. 1664 bis 1666 stand er im Dienst des Breslauer Fürstbischofs, dann verbrachte er sein Leben im St. Matthiasstift, wo er als Medicus Priester und Kranke betreute. Da er wegen seiner Konversion von lutherischen Theologen angefeindet wurde, entfaltete er eine rege schriftstellerische Tätigkeit und verfasste über 50 theologische, aber auch populär-apologetische Schriften. Obgleich er

ein großer Kontroverstheologe und guter Seelsorger war, ist Johann Scheffler doch als Liederdichter und vor allem als Autor des „Cherubinischen Wandersmann“ unter dem Namen Angelus Silesius bekannt geworden.

1657 erschien dieses Buch „Geistliche Sinn- und Schlussreime“, in denen er in Alexandrinerdoppelversen die Lehre der deutschen und spanischen Mystik ausdrückte. Erst die zweite Auflage 1674 trug dann den Titel „Der Cherubinische Wandersmann“. Das hohe Lied der Gottesliebe besingt er auch in seinem Buch „Heilige Seelenlust“, wenn auch in einer zeitbedingten Form, die uns Menschen des 21. Jahrhunderts oft fremd ist. Manche seiner Lieder sind aber noch heute im „Gotteslob“ zu finden wie „Ich will dich lieben, meine Stärke“, „Mir nach, spricht Christus unser Held“ oder „Schönster Herr Jesu“. Auch wenn der Autor zeitlebens als „Papist“ galt, wurden seine Lieder auch in evangelischen Kreisen rezipiert.

Angelus Silesius ist 1677 in der Kirche St. Matthias in Breslau begraben worden. Die Absolventen des St. Matthias-Stiftes haben sein Andenken stets hochgehalten, auch nach der Vertreibung und haben sogar Bibliographien über das Weiterwirken des schlesischen Mystikers im Ausland erstellt. Es zeigt sich, dass viele seiner Dichtungen übersetzt wurden, insbesondere aber

der „Cherubinische Wandersmann“, jene Sammlung von eineinhalbtausend meist zweizeiligen „Sinnreimen“. Im Vorwort nennt Angelus Silesius die mystischen Schriften von Tauler, Ruysbroek, Harphius, Maximilian Sandeus und de la Puente und will das, was er „bey ihnen nach der Länge gelesen hat“ in den Sinnreimen „als in einem kurzen Begriff“ finden, um die „Seele zur göttlichen Beschaulichkeit“ zu führen. Wir finden bei ihm Gemeingut der Mystik, „geheyme Gottes Weißheit“ eines Augustinus, Eckhart und Bernhard von Clairvaux, von Jacob Böhme und Mystikerinnen wie Mechthild und Gertrud in originellen Formulierungen und knapper Pointierung: „Mensch werde wesentlich / Denn wenn die Welt vergeht / so fällt der Zufall weg / das Wesen das Besteht.“ Die Verse des Angelus Silesius vereinigen schwärmerische Religiosität mit Demut, mystischen Rausch mit Zerknirschung. Es ist die „via negativa“: Der Mensch erkennt nur, was Gott nicht ist, nicht, was er ist. Der große Theologe Hans Urs von Balthasar sagt darüber: „Gewiss ist Scheffler einer der größten Dichter des Abendlandes, aber er dichtet, weil er Gott liebt.“ Und der protestantische Autor Walter Nigg stellt fest: „Der Cherubinische Wandersmann ist unausschöpflich.“

Der „Cherubinische Wandersmann“ war nicht nur von Leibnitz und Schopenhauer, Hegel und Fried-

rich Schlegel, Brentano und Anette von Droste-Hülshoff hochgeschätzt, sondern auch im Ausland. 1984 hat Dr. Karl Schindler in der Reihe „Res Matthesiana“ über Angelus Silesius eine „Bibliographie des Auslandes“ vorgelegt. Da die alte Matthiaskirche der Kreuzherren mit dem Roten Stern, die das Grab des Dichters birgt, später die Gymnasialkirche des Matthiasgymnasiums zu Breslau wurde, war der Matthesianer-Verband immer an der Person des Angelus Silesius interessiert. Aus Schindlers Bibliographie erfahren wir, dass schon der Däne Hans Adolf Brorson 1742 in seiner Sammlung „Rares Kleinod des Glaubens“ auch Verse und Lieder von Angelus Silesius aufnahm. In Svenssens Geschichte der dänischen Literatur heißt es über Brorson: „Als Übersetzer von Angelus Silesius ... arbeitete Brorson mit außerordentlicher Treue“.

In Polen hat der Nationaldichter Adam Mickiewicz Schefflers Reimsprüche übersetzt, die dann von tschechischen Dichtern wie Vaclav Stule, Frantisek Skalik, Karel Borovsky und Jakob Deml ins Tschechische übersetzt wurden und auch Eingang ins Russische fanden. In Moskau ist in einer 1963 erschienen Anthologie der Dichtung des Dreißigjährigen Krieges, die L. Ginzburg erstellte, auch Angelus Silesius zu finden. Der in Bosnien 1901 geborene und später bis zu seinem Tode auf dem Heiligen Berg bei Olmütz



lebende Otto F. Babler hat vor dem Zweiten Weltkrieg 685 Sprüche des Cherubinischen Wandersmann übersetzt. Für die Ukraine hat D. Tschyschewskji nachgewiesen, dass der Theologe und Mystiker des 18. Jahrhunderts Hryhorij Skowrada die Werke des Angelus Silesius kannte.

In London erschien 1932 eine englisch-deutsche Ausgabe, in New York 1953 eine Auswahl des „Cherubinic Wanderer“. Betrachtet man Übersetzungen in andere westliche Sprachen, so fällt auf, wie verschieden und schwer die Übersetzung von „Wandersmann“ ist. Bei Henri Plard (Paris 1946) heißt es in der zweisprachigen deutsch-französischen Ausgabe „Le Pelerin Cherubinique“, Jean Rousset übersetzt 1949 „Le Voyageur Cherubinique“ und Roger Mounier 1970 „L'errant Cherubinique“. Im Italienischen wird teils mit „Il pellegrino cherubinico“ (Augusto Hermet 1927), teils „Il viandante cherubinico“ übertragen. Aber Wanderer und Pilger entspricht nicht ganz dem deutschen Wandersmann! Ähnliche Nuancen bieten die Übersetzungen des Werkes eines anderen Schlesiens, wenn sie ein Wort für Eichendorffs „Taugenichts“ suchen.

Schon zu seinen Lebzeiten strahlte Angelus Silesius auch in andere Länder aus. Der 1677 als Stadtorganist im siebenbürgischen Hermannstadt gestorbene Gabriel

Reichlich unterlegte manche seiner meisterlichen Kompositionen mit Strophen von Angelus Silesius und erinnert in seinen zarten schlichten Klängen an den schlesischen Dichter. „Allerdings hat er“ so das Urteil von Karl Kurt Klein in seiner Literaturgeschichte des Deutschtums im Ausland „nicht dessen mystische Tiefen und Untiefen ausgeschöpft, sondern die warmen süßen Klänge des großen Lyrikers übernommen“. Auch ein anderer Siebenbürger jener Zeit, Franz Rhetter aus Kronstadt, der in Breslau studierte, hat in Oels den mystisch religiösen Kreisen um Franckenberg, dem auch Angelus Sibelius angehörte, nahegestanden.

*Rudolf Grulich*

## Goethe und Böhmen

### Zum 175. Todestag des Dichters

**I**n diesem Jahr hat die literarische Welt des 175. Geburtstags von Johann Wolfgang von Goethe gedacht.

Nur in seltenen Hinweisen fanden sich auch Aussagen über sein Verhältnis zu Böhmen, das er 27 Male bereiste und in dem insgesamt mehr als drei Jahre seines Lebens verbrachte.

## Goethe und der böhmische Katholizismus

Man konnte in diesem Jahr auch manches über Goethes Verhältnis zur Religion, auch zu seinem Verhältnis zum Katholizismus lesen, das oft als widersprüchlich bezeichnet wird. Sowohl angezogen als auch abgestoßen war der Dichterstürm bei seiner großen Reise in Italien von der dortigen Kirche. Zeitlebens äußerte er gegenläufige Gefühle.

Dem ist zu widersprechen, denn es ist wohl der Goethe seiner Italienischen Reise vom späten Goethe zu unterscheiden, der bei seinen zahlreichen Aufenthalten in Böhmen ganz andere Aussagen über die katholische Kirche macht als gut dreißig Jahre zuvor. Zwar haben in der Zwischenkriegszeit katholische Schriftsteller und Theologen wie die Jesuiten Erich Przywara und Friedrich Muckermann sich zu Goethes Religiosität geäußert, auch der Philosoph Peter Wust. Aber zum Verständnis Goethes gehört auch das, was schon der Prager Johannes Urzidil mit seinem in Goethes 100. Todesjahr 1932 erschienenem und 1960 neu aufgelegtem Buch „Goethe in Böhmen“ schrieb, gehört die vergessene Goethe-Festschrift des von Goethe besuchten Stiftes Tepl im gleichen Jahr, vor allem aber ein Blick auf die katholischen Priester, denen Goethe in den Klöstern Böhmens begegnete.

Dann zeigt sich nämlich, dass Goethe zu seinen Lebzeiten im katholischen Milieu Böhmens rezipiert war, und ein Goethe redivivus damals nicht Stoff „für nachholbewusste Katholiken“ (so Erich Kock zum 250. Geburtstag Goethes 1999), sondern eher für protestantische Kreise war. Rühmt Goethe doch selbst gegenüber böhmischen Freunden wie Karl Friedrich Zelter und Josef Sebastian Grüner, „dass man in katholischen Ländern gelten lässt, was in calvinistischen nicht nur verboten, sondern sogar diskreditiert ist“. Damals hatte ihm ein Freund und Verehrer, der Zisterzienserpater Anton Franz Dittrich aus dem nordböhmischen Kloster Osseg, eine Dissertation der Prager Universität geschickt, in der „sub auspiciis“ des Prager Erzbischofs auch Goethes Farbenlehre behandelt war, während gleichzeitig „protestantische Universitäten, welche sich so großer Liberalität und Pressefreiheit rühmen, sein Werk in Verruf getan, weil es ihren Beschränktheiten widerspreche“. Noch in seinem Todesjahr notiert er in seinem Tagebuch die „vorteilhafte Stellung der katholischen Naturforscher“.

Erst mit seinem fünften Besuch in Böhmen lenkt Goethe 1806 seine Aufmerksamkeit auf den böhmischen Katholizismus. Er besucht den Wallfahrtsort Maria Kulm, sieht dort ein Jahr später „mit Wohlgefallen“ die Fronleichnamsprozession,

später auch mehrfach in Karlsbad, wo er sonntags auch zum Hochamt geht.

Anlässlich seiner Aufenthalte in Teplitz besucht er zweimal das Zisterzienserstift Osseg und ebenso den Wallfahrtsort Mariaschein. Der Abt des Klosters empfängt ihn ehrenvoll und feierlich in einer Zeit, da die englische Geistlichkeit in ihrem Puritanismus Goethe rufmörderisch ablehnte und indizierte.

Neben Osseg lernt Goethe in Böhmen auch das Prämonstratenser Kloster Tepl bei Marienbad kennen. Das Stift hatte unter Abt Kaspar Reitenberger den jungen Kurort Marienbad großzügig ausgebaut. Diesem Prälaten begegnete der Gast aus Weimar 1821 regelmäßig bei der Morgenkur am Kreuzbrunnen und besucht ihn auch im August 1821 und im Juli 1822 in Tepl.

Reitenberger macht ihn mit den Texten zeitgenössischer französischer Predigten bekannt und Goethe staunt: „So mächtige Schritte nach entschiedenem Ziel, so viel redekünstlerische gewandte Kühnheit im Einzelnen findet sich nicht leicht beisammen... In diesen Reden ganz päpstlich royalistischen Inhalts findet sich keine Spur von Mönchtum und Pfäfferei.“ Abt Reitenberger sollte wegen seines „Modernismus“ später Schwierigkeiten bekommen. Das Metternichsche Polizeiregime zwang ihn 1827 zur Abdankung und ins Exil nach Wilten bei Innsbruck.



*Stanislaus Joseph Zauper, Chorherr des Prämonstratenser Ordens im Stifte Tepl war ein Freund Goethes.*

Entscheidend für Goethes Einstellung zum Katholizismus war auch seine Bekanntschaft, ja Freundschaft mit dem Tepler Priester Stanislaus Zauper (1784-1850). „Ein Leben für Goethe“ überschreibt der Zauper-Kenner Kurt A. Huber das Dasein dieses Ordensmannes seit dessen Beschäftigung mit dem Dichter. Zauper schuf die erste systematische Übersicht über Goethes Werke, aus denen er als Professor am Pilsner Deutschen Gymnasium die „Grundzüge zu einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik“ entwickelte. Goethe erkannte sich in diesem 1821 in Wien gedruckten Werk wie in einem Spiegel. So schrieb er zumindest in seinem Dank an Zauper.

Der Briefwechsel zwischen beiden dauerte bis zu Goethes Tod, als dieser nach dem Ende seiner Liebe zu Ulrike von Levetzow 1823 Böhmen nicht mehr besuchte. Im Einvernehmen mit dem Dichter hatte Zauper auch 1822 Tagebucheintragungen, Reflexionen und Aphorismen als „Studium über Goethe“ veröffentlicht, ein Büchlein, das 1840 in erweiterte Auflage neu erschien. Die Gespräche zwischen beiden berühren Gott und die Welt, Politik, Wissenschaft, Ethik, Religion. Zauper hört noch in der Erinnerung „die Worte: die Erbarmungen Gottes, wobei er [Goethe] mit dem seelenvollsten Auge hinaufschaute, ein Himmel klärte sich in diesem Blick auf“. An den Propst im Kloster Osseg, Sales Krügener, schreibt Zauper: „Vor ihm [Goethe] brauche ich meine religiösen Gefühl nicht zu verbergen.“

Als später auch Zauper durch die wachsende Restauration Schwierigkeiten bekommt, vertraut er 1836 seinem Tagebuch an: „Ich kehre immer wieder zu Goethe zurück, um ein guter, echter Christ, ja Katholik zu bleiben.“ 1836 gibt Zauper ein Gebetbuch heraus, das auch Goethe-Texte enthält.

Diese Ordensgeistlichen aus Osseg und Tepl bewegte „religiöse Innerlichkeit zwischen Aufklärung und romantischer Restauration, Reformgedanken auf der einen – Freude an Dichtung und Literatur auf

der anderen Seite“ (K. Huber). „Das Böhmen ist ein eigenes Land, ich bin immer gern dort gewesen“, sagt Goethe 1829 zu Eckermann. „Die Bildung der Literatoren hat noch etwas Reines, welches im nördlichen Deutschland schon anfängt seltener zu werden, indem hier jeder Lump schreibt, bei dem an ein sittliches Fundament und eine höhere Absicht nicht zu denken ist.“

In manchen der späten Gedichte Goethes fallen katholische böhmische Elemente auf, so in der „Wandelnden Glocke“ (1813) oder in „St. Nepomuks Vorabend“ (1820). Auch die Marienbader Elegie ist letztlich ein religiöses Gedicht, „ein Pathos von kirchlicher Großartigkeit, das aus den Paradiesen der Herzensschwermet die Geliebte zur Heiligengestalt erhebt“ (J. Urzidil). Von hier geht eine Linie zu den Schlusszenen von Faust II. Auch die katholischen Motive der „Wanderjahre“ weisen nach Böhmen. Zauper interpretiert auch die „Wahlverwandtschaften“ katholisch. Wenn Thomas Mann die „Wahlverwandtschaften“ Goethes „allerchristlichstes“ Werk nannte, so will es Urzidil getrost sein allerkatholischstes nennen.

Das bis nur ins Auszügen bekannte Tagebuch Zaupers ist von Professor Kurt Huber gerettet worden und wird 2008 vom Institut für Kirchengeschichte heraus gegeben.

*Rudolf Grulich*

# Klara Fietz

## Eine neue schlesische Selige?

Vor 70 Jahren starb Schwester Klara Fietz am 15. Juni 1937 in Graz im Alter von 32 Jahren. Sie stammte aus Sudetenschlesien. Ihr Seligsprechungsprozess ist abgeschlossen. Schwester Klara war nicht nur eine fachlich hochgebildete Lehrerin, die von ihren Schülerinnen hochverehrt wurde, weil sie ihnen mit großem Verständnis begegnete, sondern auch eine große Mystikerin. Mit Geduld und Ergebung hatte sie seit 1926 ihre Krankheit, Darmtuberkulose, ertragen. Dass sie aber mehr war als eine vorbildliche Lehrerin und Ordensfrau, erfuhr die Welt erst, als sie an ihrem Sterbetage ihrem Spiritual zwei Hefte überreichte, die ihr Tagebuch während der letzten drei Jahre ihres Lebens darstellten. Voller Erstaunen erfuhren ihre Mitschwestern durch diese Aufzeichnungen nach dem Tode von Schwester Klara, dass diese sonnige Schwester mit dem strahlenden Lächeln im aufreibenden Alltag des Klosterlebens zu einer tiefen Mystikerin gereift war. Unter dem Titel „Gott lieben, meine einzige Wissenschaft“ erschien das Tagebuch bald im Druck, das Schwester Klara in die Reihe großer Liebender und Gottesfreunde stellt.

Schon 1943 wurde der Seligsprechungsprozess eröffnet. 1968 wurden die Akten des Informationsprozesses in Graz abgeschlossen und nach Rom gesandt. Als Vizepostular für die Seligsprechung wurde in Deutschland der Landsmann Schwester Klaras, Vertriebenenseelsorger Pfarrer Adolf Schrenk, in Österreich Klaras Mitschwester Paula Wagner vom Schwester-Klara-Komitee in Graz bestellt.



Schwester Klara wurde als Rosa Fietz am 6. Januar 1905 in Niederlindewiese im damaligen Österreichisch-Schlesien geboren, besuchte die dortige Volksschule und seit 1915 die Bürgerschule der Ursulinen in Freiwaldau. Nach deren Abschluss

trat sie 1919 als Kandidatin bei den Grazer Schulschwestern ein, einer 1843 gegründeten Kongregation. Rosa machte in Graz 1923 ihr Abitur und absolvierte das Noviziat. Dabei erhielt sie den Ordensnamen Klara. 1927 legte sie die ewige Profess ab und studierte dann in Graz noch Deutsch und Geographie. Das Thema ihrer Doktorarbeit war „Das Romeo-und-Julia-Motiv im deutschen Drama“. Sie war die erste Schwester der Kongregation, die promovierte. In dieser Zeit meldeten sich immer wieder Anzeichen ihrer Krankheit, so dass Klara manche Monate zur Behandlung war. Im März 1935 brach sie während einer Schulkonferenz völlig zusammen, im April war klar, dass ihr noch höchstens zwei Lebensjahre bleiben könnten.

Aus ihrem Tagebuch wissen wir, wie sie sich in dieser Zeit auf ihren Heimgang „In Liebe brennen am Fuße des Kreuzes und immer höher hinauf brennen, bis die Flamme schließlich hinauf schlägt in das göttliche Feuer“, schreibt sie. Ihre Sehnsucht nach dem Tode hatte nichts mit Lebensmüdigkeit zu tun, sondern macht sichtbar, was Mystik ist: Reife der Gottesbeziehung. Klara Fietz lebte als Mystikerin verborgen, ohne ihren aufgetragenen Dienst zu vernachlässigen.

Ihr Tagebuch wurde auch in andere Sprachen übersetzt. Biographien über sie erschienen in französischer, englischer, portugiesischer und kro-

atischer Sprache, nach der Wende auch in Tschechisch und Polnisch. In der Verehrung dieser Frau zeigen deutsche, tschechische und polnische Katholiken die Katholizität der 1000-jährigen Diözese Breslau.

*Rudolf Grulich*

## Neue Bücher

### **Ein Buch das Maßstäbe setzt Katholische Kirche und Kultur in Böhmen und Mähren**

Seit dem Beginn christlichen Lebens vor über 1000 Jahren sind die kirchlichen Strukturen von Tschechen und Deutschen innerhalb der böhmischen Ländern eng miteinander verbunden. Dass die Geschichte beider Ethnien von selbstverständlichem Zusammenwirken und Gemeinsamkeit mehr geprägt war als von spannungsreichem Nebeneinander und Konflikten, vermag gerade die Kirchen-, Religions- und Kulturgeschichte anschaulich zeigen. Einer, der sich sein ganzes Forscherleben mit der Kirchengeschichte der böhmischen Länder befasste, ist Professor Dr. Kurt A. Huber, der Gründer und langjährige Leiter des Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren und Schlesien in Königstein. Einen wichtigen Teil seines Lebenswerkes haben Joachim Bahlecke und Rudolf Grulich ausgewählt und in einem Buch von über 700 Seiten neu zugänglich gemacht.

Unter dem Titel „Katholische Kirche und Kultur in Böhmen“ liegt nun eine Aufsatzsammlung eines der bedeutendsten Forscher zur katholischen Kirchengeschichte in den böhmischen Ländern vor, für die zwei Dutzend Abhandlungen aus den vergangenen fünf Jahrzehnten ausgewählt wurden. Der Band will das reiche Erbe der Kirchengeschichte der böhmischen Länder bewusst machen und Impulse für eine neue unbefangene Auseinandersetzung mit ihm geben. Die Beiträge sind in vier Gruppen gegliedert:

- Die Kirche in den böhmischen Ländern.
- Der sudetendeutsche Katholizismus.
- Die böhmischen Länder und Europa.
- Lebensbilder und biographische Skizzen.

In dieser Auswahl zeigt sich Kurt A. Huber durchwegs als Meister seines Fachs und als stets der Wahrheit verpflichteter Historiker. Ob er über das Verhältnis der Bischöfe von Prag und Olmütz zueinander schreibt, über den Josephinismus als staatskirchliches Reformprogramm oder die Frage Nation und Kirche in den böhmischen Ländern - immer gelingt es ihm, die Vergangenheit für die leidvolle Gegenwart des 20. Jahrhunderts verständlich zu machen. Was Huber über den sudetendeutschen Katholizismus an Fakten und Analysen vorstellt, verdient gerade heute im deutsch-tschechischen Dialog Beachtung. Entdeckungsreisen sind seine Studi-

en über die iberischen Kulteinflüsse und italienischen Kultmotive im Barock der böhmischen Länder. Von tiefer Sachkenntnis, Quellenstudium und Einfühlungsvermögen zeugen die Lebensbilder von Hermann Dichtl, Anton Krombholz, Weihbischof Wenzel Frind, Ambros Opitz, Franz M. Schindler, Anton Horn und sein Nachruf auf Eduard Winter.

Man muss den beiden Herausgebern dankbar sein, dass sie die in vielen Zeitschriften erst veröffentlichten Beiträge nun so kompakt zugänglich machen und dem Autor zu seinem 70. Priesterjubiläum widmeten.

Kurt A. Huber,  
Katholische Kirche und Kultur in Böhmen.

Herausgegeben von Joachim Bahlcke und Rudolf Grulich  
800 Seiten. Lit-Verlag Münster 2005.

Bestelladresse:  
Institut für Kirchengeschichte von  
Böhmen-Mähren-Schlesien  
Am Sportfeld 14  
D-63667 Geiß-Nidda

## Europassion

### Europa als Leiden und Leidenschaft.

Es gilt, hier ein ungewöhnliches Buch anzukündigen: „Europassion“. Es trägt den Untertitel: Kirchen – Konflikte – Menschenrechte und ist zum 60. Geburtstag

des Kirchenhistorikers Rudolf Grulich herausgegeben. Ungewöhnlich sind Inhalt und Mitarbeiter. Die über zwei Dutzend Beiträge von ebenso vielen Autoren zeigen den Doppelsinn des Wortes Passion, das ebenso Leidenschaft wie Leiden heißen kann. Die Leser des „Sudetenlandes“ kennen die Leidenschaft Grulichs für Europa, sie wissen aber auch, dass er an diesem Europa leidet, das im Krieg der 90er Jahre im ehemaligen Jugoslawien nicht in der Lage war, neue Vertreibungen zu verhindern und das in der Europäischen Union nicht fähig ist, Vertreiberstaaten wie Tschechien, die Slowakei, Polen oder Slowenien zu Aufhebung von rassistischen Vertreibungsgesetzen wie den Benesch-Dekreten oder den AVNOJ-Beschlüssen zu bewegen.

Warum nennen wir diese Festschrift ungewöhnlich? Unter den Mitarbeitern sind Autoren aus einem Dutzend Länder wie Deutschland, der Schweiz, Italien, Tschechien, Polen, Russland, der Slowakei, Litauen, Bosnien, Kroatien, Rumänien, Frankreich, der Türkei und Amerika. Es schreiben Professoren, Kollegen und Freunde des Jubilars, aber auch Bischöfe, Pfarrer und Politiker. Es sind Katholiken, Orthodoxe, Altkatholiken, Protestanten, Hussiten und Muslime vertreten, deren Beiträge sich über 2000 Jahre europäischer Kirchen- und Leidensgeschichte erstrecken und deren Themen so vielfältig sind wie die

Interessensgebiete und das Engagement von Rudolf Grulich. Einige Namen seien genannt: Die ehemalige litauische Ministerpräsidentin Prunskiene, der bosnische Bischof Franjo Komarica, der anatolische Bischof Luigi Padovese, der Völkerrechtler Christoph Pan u. a.



Seinem ehemaligen Lehrer Adolf Hampel und Mitherausgeber des Buches ist ein treffendes Lebensbild Grulichs gelungen, in dem er viele Facetten der weitreichenden Tätigkeit unseres Autors einfängt. Hampel hat auch eine (fast vollständige) Liste der wichtigsten Veröffentlichungen Grulichs erstellt, wobei er aus Platzgründen nicht auf die buchstäblich zwar nicht unzähligen, aber sicher weit über 1000 Artikel in den



verschiedenen Zeitungen eingehen konnte. Der Religionspädagoge Bäumler schrieb unter dem Titel „Bindung – Erinnerung – Begegnung – Versöhnung“ eine Würdigung der Didaktik und Praxis seines Kollegen Grulich, der bei all seiner Originalität und seinem Nonkonformismus nicht nur seinen Studenten, sondern gerade in der Erwachsenenbildung vielen anderen die Anliegen seiner Kirche, aber auch der ostdeutschen Landsmannschaften nahe bringt.

Die Thematik der Beiträge hat europäische Dimension, denn sie reicht von der frühchristlichen Kirche über die Kirche des Mittelalters und der Neuzeit bis zu Vertreibungsthemen der aktuellen Gegenwart. Wir finden Artikel über die Tempeler in Böhmen und über hussitische Theologen, über die lutherische Kirche in Ingermanland und die unierte Kirche in Griechenland, die glagolitische Kultur in Istrien und die Minderheitenproblematik nach der EU-Osterweiterung, aber auch über masurische Querdenker und Grenzgänger zwischen den Kirchen in Böhmen, über die Kapellenwagen der Nachkriegszeit und über die aktuelle Lage des Wiederaufbaus nach dem Krieg in Bosnien.

Auf der europäischen Entdeckungsreise durch dieses Buch wird der Leser aber auch fasziniert sein, was über die Idee Mitteleuropa, über die Darstellung der Vertreibung von Balkaren, Karatschaiern und Krim-

tataren in deren moderner Literatur oder über Minderheiten und Volksgruppen in der Literatur anderer Völker gesagt wird. Zwei Beiträge sind der Lage der Christen in der Türkei gewidmet.

Den Umschlag ziert eine Miniatur aus einer glagolitischen Handschrift, die heute im Topkapi-Museum in Istanbul aufbewahrt wird. Sie zeigt Jesus mit der Samariterin am Brunnen. Dieses Bild symbolisiert ausdrucksstark die Vielfalt der Beiträge des Buches, aber auch die geistige Weite von Rudolf Grulich. Wir können nur einladen, mit diesem Buch auf Entdeckungsreisen durch Zeiten, Völker und Kulturen zu gehen.

Adolf Hampel u. a. (Hrsg.)  
Europassion.  
Kirche – Konflikte - Menschenrechte.  
Rudolf Grulich zum 60. Geburtstag.  
Gerhard Hess Verlag Bad Schussenried  
2006. 464 Seiten. Euro 36.-

Bestelladresse:  
Institut für Kirchengeschichte von  
Böhmen-Mähren-Schlesien  
Am Sportfeld 14  
D-63667 Geiß-Nidda

*Wolfgang Stingl*

